

Ein Engel für den Engel

„Du wirst bald wieder gesund, ganz sicher!“ Die Tränen zurückhaltend steht Mama neben meinem Bett. Ich will nicht, dass sie weint, deshalb schenke ihr ein strahlendes Lächeln. Na ja, so strahlend, wie es eben geht, wobei ich so unglaublich müde bin und mir alles wehtut.

„Lass Lenie ja nicht in mein Zimmer! Ich will, dass es noch genauso aufgeräumt ist wie vorher, wenn ich wieder zurückkomme!“ Mama nickt, aber ich kann ihr ansehen, dass sie davon nicht so ganz überzeugt ist. Es bricht mir das Herz, sie so zu sehen. „Ach, komm schon, die Tests sind doch jetzt erst mal fast vorbei. Und die Therapie schlägt bestimmt bald an.“

Warum habe ich von der Therapie gesprochen? Jetzt habe ich doch einen Kloß im Hals. Ich schlucke und fasse mir an die glänzenden, langen Haare, die ich so gerne flechte und hochstecke. Ich kann jetzt nicht daran denken.

Es ist seltsam. Ich kann damit umgehen, im Krankenhausbett zu liegen und auf die Diagnose zu warten, auf die Nachricht, dass ich wahrscheinlich nie wieder zurück nach Hause kann. Da kann ich Mama trösten und bei meinen Klassenkameraden optimistisch sein, wenn sie anrufen. Aber der Gedanke, dass mir die Haare ausfallen werden – dabei brechen jegliche Dämme.

„Und, ähm“, versuche ich, mich abzulenken. „Habt ihr inzwischen schon Schafkopf gelernt? Ihr habt versprochen, dass ihr mit mir Karten spielt, immer nur in der App ist es langweilig.“

Mama schaut kurz verlegen, was für mich auf jeden Fall schon mal ein Fortschritt zu untröstlich ist. „Noch nicht, Schatz, aber ich verspreche dir, am Wochenende setzen wir uns ran.“

Das hat sie letzte Woche auch gesagt. Und die davor. Aber ich nehme es ihr nicht übel, es ist ja nicht so, als hätten sie nicht genug zu tun. Mama spricht immerzu mit den Ärzten und die restliche Zeit, wenn sie nicht arbeiten muss, um die Miete bezahlen zu können, ist sie bei mir im Krankenhaus. Selbst meine kleine Schwester Lenie hilft mit und spricht am Telefon mit den Leuten, die sich nach meinem Wohlbefinden erkundigen. Seit sie die letzten Buchstaben gelernt hat, liest sie mir auch immer stolz die Postkarten vor, die Bekannte mir aus ihrem Urlaub irgendwo am Meer oder in den Bergen oder einer coolen Großstadt schicken, um ihr schlechtes Gewissen zu beruhigen. Ihr schlechtes Gewissen, weil sie in den Urlaub fahren können und ich nicht. Ich finde das albern. Sie können doch schließlich nichts dafür, dass mit meinen Zellen etwas nicht stimmt. Wenn jeder ein schlechtes Gewissen hätte, weil er etwas hat oder kann, was andere nicht haben oder können, dann würde das damit enden, dass jeder sich schlecht fühlt und niemandem geholfen ist.

Ich schaue wieder zu Mama. „Das ist nicht so schlimm, dann bringe ich eben weiter Lenie Schach bei. Oder schaue euch zu, wie ihr diesen blöden Tanz für ihre Sportgruppe einübt.“ Ich bringe ein schwaches Grinsen zustande.

Mama protestiert. „Der Tanz ist nicht blöd! Die Trainerin hat nur ... eine etwas andere Vorstellung von Eleganz als wir.“ Beide prusten wir los. Ich bin froh, dass ich sie zum Lachen gebracht habe. Die Besuchszeit ist fast vorbei und ich will nicht, dass sie wieder auf dem Heimweg weint. Einmal hat sie deswegen eine rote Ampel überfahren und fast einen Unfall gebaut, seitdem fährt sie Bus. Ist sowieso billiger, meint sie, aber dass sie weint, will ich trotzdem nicht. Nicht jetzt, im Dunkeln, vor lauter Fremden im Bus, und nicht später. Sie soll überhaupt nicht weinen. Schon weil Lenie

dann mitweint, die überhaupt noch nicht richtig versteht, was hier vor sich geht, aber weiß, dass sie mich nicht verlieren will, und deswegen ganz furchtbare Angst hat. Ich will nicht, dass sie Angst hat. Noch bin ich am Leben und ich habe vor, dass das auch so bleibt.

Ich möchte auch, dass andere Kinder am Leben bleiben. Ich habe von einem Mädchen gelesen, Alexandra „Alex“ Scott, das schon mit vier Jahren bei einer Spendenaktion mit einem Limonadenstand über 2000 Dollar für die Erforschung von Heilmöglichkeiten von Krebs bei Kindern gesammelt hat. In ihrem kurzen achtjährigen Leben hat sie über eine Million Dollar zusammenbekommen. Ihre Familie hat die Mission weitergeführt und ich habe alle meine Freunde und alle Bekannten mit ihrem schlechtem Gewissen dazu überredet, die Alex' Limonaden-Stand-Stiftung zu unterstützen. Diese ganzen Leute werden hoffentlich noch ganz vielen anderen Menschen davon erzählen und sie zum Mitmachen auffordern. Sie alle können dafür sorgen, dass endlich eine Heilung gefunden wird, davon bin ich fest überzeugt.

Für meine Haare wird das nur leider zu spät sein. Ich habe vorhin in meiner Bürste schon eine ungewöhnlich große Menge an losen Haaren gefunden und ich glaube nicht, dass es sich dabei um ein einmaliges Ereignis handelt. Diese blöde Chemo! Wieder schießen mir Tränen in die Augen und diesmal lasse ich sie zu, Mama ist nämlich inzwischen schon gegangen. Heulend und schniefend vergrabe ich mein Gesicht im Kopfkissen und bin froh, dass ich gerade allein in dem Krankenhauszimmer bin. Meine Trauer um einen Teil meiner Persönlichkeit möchte ich für mich allein haben. Wenn andere es mitbekommen, erzählen sie mir am Ende nur, dass es doch „nur Haare“ seien oder dass „die doch wieder nachwachsen“. Als wüsste ich das nicht selbst! Trotzdem sehe ich sie als wichtigen Teil meines Wesens, denn mit meinen Haaren drücke ich mich aus. Wenn ich einfach nur gechillt bin, trage ich sie offen, wenn ich mich in einer etwas wilderen Stimmung befinde, verpasse ich mir eine Game-of-Thrones-Flechtfrisur. Fühle ich mich jünger und verspielt, werden es zwei Pferdeschwänze oder am Hinterkopf überkreuzte Zöpfe, zum Sport trage ich Boxerbraids, also zwei eingeflochtene Zöpfe, oder, wenn ich Zuschauer beeindrucken möchte, einen aufwendigeren Pferdeschwanz mit Flechtelementen, und wenn ich erwachsener wirken möchte, stecke ich sie mir elegant zurück. Nimmt man mir meine Haare, dann ist das für mich so, als würde mir jemand einen Teil meiner Gesichtsausdrücke stehlen. Ein neuer Schwall von Trauer überkommt mich und ich drücke das Kopfkissen noch fester an mein Gesicht.

Anscheinend habe ich mich in den Schlaf geweint, denn als ich die Augen wieder aufschlage, scheint die Sonne ins Zimmer und meine Zimmernachbarin liegt im anderen Bett. Leise schwinde ich mich aus dem Bett und gehe in den Flur – noch kann ich das. Die nächste Behandlung mit der Chemotherapie habe ich erst später am Morgen. Ich schaue auf die Uhr und freue mich, denn um sieben Uhr morgens sind die Kinder, zu denen ich unterwegs bin, normalerweise schon wach.

Schon einige Schritte vor dem Zimmer höre ich Gemurmel und klopfe gleich darauf an den Türrahmen, denn die Tür selbst steht offen. Das Gespräch verstummt und zwei helle Kinderaugen schauen mich erfreut an, als sie mich erkennen. Beim Eintreten hole ich die beiden fast identischen Armbänder, die ich in den letzten Tagen geflochten habe, aus meiner Hosentasche und überreiche sie den Zwillingen. Sie sind acht Jahre alt, echte Engel und unzertrennlich. Nicht einmal die Krebsdiagnose von einem der zwei konnte sie für mehr als ein paar Tage auseinanderreißen, danach hat sich der andere einfach geweigert, wieder zu gehen, und letztendlich haben die Ärzte ihn auch gelassen. Inzwischen fürchten sie aber, für sehr viel längere

Zeit voneinander getrennt zu sein, und genau deswegen habe ich ihnen die Armbänder mitgebracht.

„Die müsst ihr immer tragen“, erkläre ich ihnen, als ich dem gesunden Zwilling beim Zubinden helfe. „Die verbinden euch nämlich für immer und ewig. Egal, wie weit ihr voneinander weg seid“. Jetzt wende ich mich dem Armband des kranken Zwillings zu: „Ihr werdet mit diesen Bändern den anderen immer in eurer Nähe spüren und wissen, dass ihr nie allein seid.“

Die Jungen strahlen mich so erleichtert an, dass mir ein Stein vom Herzen fällt. Ich war mir nicht sicher, ob es funktionieren würde, aber die Zwillinge scheinen fest von meinen Worten überzeugt zu sein und, solange sie nur daran glauben, wird es auch funktionieren. Das ist das ganze Geheimnis dahinter, das war es schon immer. Ich glaube fest an die Kraft des Glaubens. Ich rede und spiele noch ein bisschen mit den Achtjährigen, die ich sehr lieb gewonnen habe, und mache mich dann auf zum nächsten Zimmer.

Dort lehnt ein junges blondes Mädchen in ihrem aufgerichteten Bett, mit dicken Winterhandschuhen an den Händen trotz der warmen Heizungsluft, und schaut sehnsüchtig aus dem Fenster. In den letzten Tagen hat es viel geschneit und ich weiß, dass sie nichts lieber tun würde als einen Schneemann zu bauen. Ihr Bett darf sie aber leider nicht mehr verlassen und sie ist sehr traurig darüber. Deshalb habe ich ein Paar weiße Socken, Watte, Nadeln und Faden mitgebracht. Mit ihrer Erlaubnis setze ich mich neben sie und wir unterhalten uns kurz über ihre Träume von letzter Nacht. Dann ist mein Moment gekommen: Ich gebe ihr eine Socke und eine Nadel, lege die restlichen Materialien auf dem Bett ab und zeige ihr, wie sie daraus einen Schneemann fürs Fensterbrett basteln kann. Ihr dankbares Lächeln begleitet mich bis auf den Flur hinaus.

Ich verlasse gerade das Zimmer eines Jungen, dem ich ein Märchen erzählt habe, weil er sie nicht selbst lesen will, als mich einer der anderen Teenager auf der Station am Arm greift und mich in Richtung meines Zimmers zieht. Ich nehme es ihm nicht übel, denn heute wollte ich sowieso nicht noch einen der Kleinen besuchen. Die anderen sind noch lange nicht so traurig oder ängstlich. Trotzdem bin ich erstaunt über seine energische Herangehensweise und, als ich ihn darauf anspreche, bleibt er wenige Schritte vor meinem Zimmer stehen und dreht sich zu mir.

„Du bist der Engel der Kinderstation“, erklärt er. „Du bist die, die allen, die sie verloren haben, wieder Hoffnung gibt. Wir wissen, was dir Angst macht. Und wir haben beschlossen, dass jetzt wir dran sind, dir wieder Hoffnung zu geben.“

Mit diesen Worten überbrückt er die letzten Schritte zu meinem Zimmer und öffnet die Tür. Im Inneren steht ein Mädchen mit hüftlangen Haaren, die fast genau den gleichen Farbton haben wie meine. Sie lächelt mich schüchtern an und wartet, bis ich mich auf mein Bett gesetzt habe, bis sie sich vorstellt.

„Hi. Ich bin Amelie. Und ich möchte einen Teil meiner Haare für Perücken für krebskranke Kinder spenden.“